

gibt bei uns keine Schule, keine Integrationsmöglichkeit, es gibt nicht einmal eine Gaststätte oder Bäckerei. Es gibt gar nichts. Nur eine alte Kirche, die immer geschlossen ist, einen Friedhof und die freiwillige Feuerwehr. Der nächste Supermarkt befindet sich fünf Kilometer entfernt in einer Kleinstadt, in der bereits zwei Demos gegen die Flüchtlinge stattgefunden hatten.

»Wir können keine Syrer aufnehmen«, argumentierten die Bürger. »Wir haben nur einen Supermarkt für drei Dörfer. Wenn die Syrer kommen, essen sie uns den leer.«

Einige hatten auch Angst um ihre Kinder, die sich erschrecken könnten, wenn sie jeden Tag an Flüchtlingen vorbeigingen.

In unserem kleinen Dorf standen jedoch zwei Wohnungen leer, und als der Bürgermeister wie befohlen den Leerstand meldete, hatten wir, zack, Syrer im Dorf. Wir mussten sie selbst vom Bahnhof abholen. Es sollte eine typische syrische Familie sein – oder zwei: ein Mann, zwei Frauen, fünf Kinder, und keiner von ihnen verstand irgendeine Sprache außer Arabisch. In unserem Dorf konnte keiner Arabisch.

»Wie sollen sie hier leben? Sie schaffen es nicht einmal bis zum Supermarkt«, meinte Elke, eine Nachbarin von mir.

»Ach komm, Oma«, sagte ihr Mann Günther. »Sie haben es durch die halbe Welt hierher geschafft, also schaffen sie auch die letzten fünf Kilometer bis zum Netto.«

Das Oberhaupt der Syrer war nach dem langen Weg offensichtlich etwas verwirrt und checkte gar nichts mehr. Wir unterhielten uns per Google-Übersetzer, der mit strenger weiblicher Stimme zu uns sprach. Das Ganze funktionierte so: Wir gingen zur Kirche, weil nur dort der Empfang gut war, und der Syrer zischte irgendetwas auf Arabisch ins Handy, woraufhin die strenge Stimme es uns auf Deutsch mitteilte: Als Erstes ließ er uns wissen, ihm gefalle es hier bei uns in Brandenburg ganz gut. Das hat uns alle verblüfft. Unser Dorf hatte ja, wie gesagt, keine Sehenswürdigkeiten zu bieten, und der Mann war gerade einmal zwei Stunden da.

»Was genau hat ihm denn gefallen? Kannst du bitte nachhaken?«, bat mich Elke und schaute sich um.

Was genau ihm in Brandenburg gefiel, konnten wir nicht herauskriegen, denn das Internet machte sogar auf dem Kirchplatz alle drei Minuten schlapp.

Die Syrer hatten kein Geld. Wir riefen beim zuständigen Sozialamt in der Bezirkshauptstadt an: »Tagchen, die Syrer sind da. Sie haben allerdings kein

Geld, dabei müssten sie doch irgendetwas von Ihnen bekommen.«

»Wat für Syrer?«, fragte das Amt. »Hier kann keiner Arabisch. Wat soll'n wir mit Syrern und überhaupt: Sie rufen außerhalb der Sprechzeiten an, ick darf gar nich mit Ihnen reden. Rufen Sie uns an Dienstag und Donnerstag zwischen 9.00 und 12.00 Uhr an, und wir machen einen Termin mit den Syrern aus. Aber nur wenn jemand dabei ist, der Arabisch spricht«, sagte das Amt und legte auf.

Also spendete Matthias, unser Dorfältester, dem Syrer hundert Euro und fuhr mit ihm in den nächsten Ort, den Supermarkt leer kaufen. Die Frauen hatten dem Syrer einen Einkaufszettel mitgegeben. Er las die arabischen Kringel vom Zettel laut ab, und das Telefon spuckte daraufhin Lebensmittelnamen aus: »Salz«, sagte Google, »Pfeffer«, »Olivenöl«. Wie das Menü an dem Abend aussehen würde, war unklar. Es stand auf jeden Fall ein großes Kochen bevor.

Sprachkompetenz

Der Google-Übersetzer ist in diesem Jahr zur wichtigsten App Deutschlands geworden. Noch nie war die Notwendigkeit des Übersetzens so groß. Es gab in Deutschland bei Weitem nicht so viele Arabisch-Übersetzer wie nötig, um sich mit den Flüchtlingen zu verständigen. In letzter Zeit waren der Arabistik nämlich viele Studenten verloren gegangen. Ich habe selbst einmal einen arbeitslosen Arabischlehrer in Berlin kennengelernt, der gerade dabei war, eine Umschulung zum Steuerberater zu machen.

»Eine Sprache wird gern gelernt, wenn es in dieser Sprache genug Interessantes zu lesen gibt«, erklärte er mir die Misere seines Faches. »Und was hat uns die arabische Welt außer alten Schriften anzubieten? Spannende Literatur? Großartige Filme? Wichtige wissenschaftliche Aufsätze? Philosophische Traktate? Nein, diese Länder kommen in den Nachrichten fast ausschließlich unter den Rubriken ›Politik‹ oder ›Religion‹ vor. Und nicht alle Menschen interessieren sich für Politik oder Religion«, hatte der Arabischlehrer damals gemeint. Jetzt konnte er sicher nicht mehr über Arbeitsmangel klagen.

Inzwischen vertraute ganz Brandenburg dem Google-Übersetzungsprogramm. Es wurde auf dem Sozialamt benutzt, in dem Supermarkt hatte die Kassiererin es immer zur Hand, und die Apothekerin bedankte sich überschwänglich bei Matthias, als er der älteren Frau half, die App herunterzuladen, und ihr zeigte, wie man damit umging.

»Vielleicht steckt Google hinter dieser humanitären Katastrophe«, meinte unser Ortsbürgermeister. »Das Programm wurde ja in Amerika entwickelt. Die ganze Welt weiß, wie hinterlistig die Amerikaner sind. Was ist, wenn es falsch übersetzt? Wenn es das eine sagt und etwas anderes meint? Auf diese Weise könnten die Amerikaner das friedliche Zusammenleben in Brandenburg, ach was, in ganz Deutschland beeinflussen«, meinte er. Matthias hielt dagegen. Er glaubte nicht an die Hinterhältigkeit der Amerikaner. Warum sollten sie so etwas wollen?

Tatsächlich versagte das Programm oft. Das lag jedoch nicht an den Amerikanern, sondern an der Vielfalt des Arabischen. Manchmal gab es für ein

und denselben Gegenstand viele Ausdrücke. Außerdem führte Google unter »Arabisch« gleich ein Dutzend Varianten: Arabisch-Libanesisch, Arabisch-Irakisch, Arabisch-Jemenitisch. Aber Arabisch-Syrisch gab es zum Beispiel nicht. Nach mehreren Menschenversuchen stellte der Verein »Sport und Kultur e.V.« fest, dass die zu uns gekommenen Syrer am besten auf Arabisch-Jordanisch reagierten. Der Verein hatte die Schirmherrschaft über beide bei uns ansässigen syrischen Familien übernommen.

»Die Syrer sind unglaublich langsam, vielleicht sind sie aber auch einfach nur müde nach dem langen Marsch«, meinte der Vorsitzende Matthias. »Wenn man bei ihnen anklopft, dauert es eine halbe Stunde, bis die Tür aufgeht, schließlich müssen ja erst einmal alle Frauen eingehüllt werden. Wenn ich die Wohnung betrete, beschlägt mir sofort die Brille.«

Die Syrer froren nämlich in Brandenburg. Sie machten alle Fenster zu und heizten volle Pulle. Dabei trugen sie schon drei Pullover übereinander, trotzdem war ihnen kalt. Kurz vor Weihnachten schaute endlich einen halben Tag lang die Sonne durch die Wolken.

»Die Sonne ist bei uns in dieser Jahreszeit ein seltener Gast«, sagte ich zu den Syrern. »Macht die Fenster auf! Sonne ist wichtig für die Kinder. Wenn ihr die Sonne seht, geht raus aus der Wohnung, zieht die Kinder warm an, und ab auf den Spielplatz!«

Die Syrer lächelten freundlich, nickten, blieben aber im Haus. Sie wollten nicht auf den Spielplatz. Vielleicht waren sie in der letzten Zeit zu viel draußen gewesen und wollten jetzt zur Abwechslung lieber drinbleiben?

Die Vereinsmitglieder grübelten über erste mögliche Annäherungsversuche.

»Am besten wäre es, wenn sie für uns syrisch kochen, und wir bringen im Gegenzug etwas Deutsches zu essen mit und backen Weihnachtskekse mit den Kindern. Dabei können sie schon ein bisschen Deutsch lernen«, meinte Matthias.

»Bis sie Deutsch gelernt haben, wird das Essen kalt«, meinte seine Frau. »Und wie soll man den Syrern bitte schön erklären, dass sie kochen sollen? Kann der Google-Übersetzer ›Weihnachtsgebäck‹ ins Arabische übersetzen? Gibt es das überhaupt?«

Arabisch-Jordanisch ist eine unglaublich lange Sprache. Ysuf, der Familienvater, redete ellenlange Sätze ins Telefon, und auf Deutsch kam dabei nur »weiße Bohnen« raus.

»Und ich dachte, Deutsch sei die umständlichste Sprache der Welt«, lachte

ich.

»Helfen Sie Flüchtlingen, vervollständigen Sie unser Wörterbuch!«, stand auf der Google Seite.